Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 504. Berlin, Mittwoch, den 5. Oktober 1887. XVI. Jahrgang.

Crispi in Deutschland.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, 2. Oktober.

Noch immer hat man sich hier von der gewaltigen Ueberraschung nicht erholt, die die Kunde von Crispis Abreise nach Deutschland hervorrief. In der That kam das Ereigniß für unsere politischen Kreise so ungeahnt, so verblüffend, es war durch den offiziösen Apparat so geschickt verschleiert worden, daß selbst noch gestern Abend, als das Telegramm des Wolffschen Büreaus über Crispis Ankunft einlief, noch manche Blätter die ganze Reise ohne Weiteres ins Reich der Fabel verwiesen. Und heute — zahllos sind die Kommentare über das, was man noch kaum zu fassen, kaum zu würdigen vermag, aber in ihrer großen Mehrzahl haben sich die Blätter, wie die öffentliche Meinung, mit dem Schritte des Ministerpräsidenten abgefunden.

Während die Einen von Crispis Reise nach Friedrichsruh geradezu eine neue Epoche Italiens als ebenbürtiger Großmacht neben seinen beiden Alliirten datiren wollen, begrüßen die Anderen realistischer die Entrevue der beiden Staatsmänner zum Mindesten als eine neue Bürgschaft des Friedens, und von diesem Gesichtspunkte aus urtheilt selbst die sonst nicht eben deutschfreundliche „Tribuna“. Andere geben sich endlich der Hoffnung hin, Fürst Bismarck werde mit Crispi über einen italienisch-österreichischen Interessen-Ausgleich auf dem Balkan berathen, der Italien die so heiß ersehnte Expansion nach Osten und auf dem Mittelmeer gewährleisten werden. Grollend und mit sich selbst zerfallen stehen nur die Ultras zur Seite; jene Ueberradikalen, die bis heute in urtheilslosem blinden Hasse unter dem Mäntelchen der Demokratie den Rassenkampf und die antigermanische Agitation betrieben, wie kein Déroulède, Politiker, die den Namen „Liberalismus“ zu ihrem Monopol erklärten und zur stetigen Deutschenhetze benutzten, die endlich, wie jener Garibaldinerhauptmann bei dem antiafrikanischen Protestmeeting, keckhin leugnen, daß die germanischen Rassen überhaupt einer freiheitlichen Entwickelung, überhaupt der modernen Civilisation fähig seien.

Für diese Herren, die — wer weiß, in wessen Interesse? — genau so wie ihre Freunde von der französischen Patriotenpartei Niemandem anders als dem Slaven- und Moskowiterthum in die Hände arbeiteten, für diese war natürlich die Bismarck-Crispische Entrevue ein Schlag, und zwar um so herber, um so schwerer zu verwinden, als sie sich doch redlich Mühe gegeben hatten, sich dem neuen Ministerpräsidenten angenehm zu machen, sich vor dem Gestrengen „gut aufzuführen“. Von dieser zum Glück nummerisch verschwindenden Seite aus steigen jetzt die ersten Wölkchen auf. „Crispi geht zu Bismarck! — zu den blonden Söhnen des Arminius, die sich (so rief ein Römisches Blatt jüngst aus) in Italien Alles herausnehmen und das Land mit Spionen übersäen!“ Horribile dictu! Aber da haben denn die Herren auch gleich den sehr zweischneidigen Trost bei der Hand: „Crispi geht nur wegen der Römischen Frage.“ „Bismarck soll — und die Klerikalen unterstützen solche Version natürlich mit allen Kräften — Bismarck soll den Vermittler spielen zwischen Italien und dem Vatikan!“ Aber siehe da, statt eines Trostes ist dieser sonderbare Schluß für sie nur der Ausgang einer neuen Berserkerwuth, denn die „vatikanische Frage geht Niemand an als Italien allein“ und — so ruft ein radikales Blatt entrüstet aus — „wenn Crispi Bismarck nach Canossa folgt und mit den Feinden des Vaterlandes paktirt, so zieht er sich eine Schlange am Busen auf und schädigt die Interessen Italiens.“

Während so die Radikalen in ihrer namenlosen Bestürzung nach den lächerlichsten Gründen für die Reise des Staatslenkers suchen, deuten die unterrichteten Kreise die Sache ganz anders. Die „Riforma“ nennt obige Zumuthungen phantastisch und giebt als alleiniges Motiv die Verlängerung des Friedens im Hinblick auf den Orient an. Die anderen Blätter theilen diese Auffassung und übergehen in ihren Kommentaren über die Entrevue die vatikanische Frage fast völlig. In der That scheint auch dieser Gesichtspunkt gerechtfertigt, wenn man die stets konsequente Vergangenheit Crispis bezüglich des Vatikans ins Auge faßt. Ein Mann wie Crispi, mag er auch im Interesse des Landes einen modus vivendi mit dem Vatikan wünschen, ist zu einer, zudem vom Ausland aus inszenirten, Versöhnungskomödie unfähig.

Es bleibt also als Grund der Entrevue nur der Orient, d. h. der Friede, für dessen Reich der wackere Demokrat auf dem Ministersessel seit Jahren und Jahrzehnten gekämpft hat; der „Friede“, der einen Haupttheil seines Wahl-, wie auch seines Ministerprogramms bildet. Und wiederum im Interesse des Friedens, wie seines mehr denn je jetzt willenstark und klug geführten Landes mag Francesco Crispi die mündliche Besprechung mit dem deutschen Reichskanzler vorgezogen haben, bei dem er nun erschienen ist, nicht als ein Vasall, nicht als niedriger stehend, sondern als Gleichberechtigter und Vertreter des endlich auch formell emanzipirten Großstaats Italien.

* * *

Französische Liebenswürdigkeiten gegen Italien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

ß Paris, 5. Oktober.

Es ist noch nicht lange her, als die französche Presse unter allerhand Betheuerungen innigster Freundschaft um das Bündniß mit Italien buhlte. Allen darin voran die „Republique française“, die in langathmigen Artikeln auf die Interessen-Gemeinsamkeit der beiden Nationen, auf die Racen-Zusammengehörigkeit und mahnend darauf hinwies, wie wenig Italien ein Bündniß mit Deutschland nützen könne.

Die Reise Crispis nach Berlin hat hier nun einen wahren Aufruhr hervorgebracht, bei welchem die Blätter vollständig vergessen, was sie noch vor ganz kurzer Zeit geschrieben haben. Die hier anwesenden Delegirten für den Abschluß des Handelsvertrages werden recht erbaut sein von einer Phrase wie nachfolgende, die von Hohn und Mißachtung für ihr Vaterland strotzt:

„Lassen wir die Redakteure der „Riforma“ ihre Triumph-Guitarre streichen und die Pifferari Palermos ihren Dudelsack blasen. In Europa ist darum noch nichts geändert. Italien hat sich ein wenig mehr in die bulgarische Frage verrannt, denn der Bulgare ist im Lande Boccaccios in der Mode, aber es ist gewiß in keine Allianz eingetreten, die den Frieden Europas gefährden kann. Außerdem ist der große Kanzler wahrscheinlich sehr entzückt gewesen, Herrn Crispi in Friedrichsruh zu sehen, vielleicht aber hätte er lieber den Czaren Alexander in Stettin gesehen.“

So schreibt die „Republique française“, ein Blatt, das heute gouvernemental ist, und die „Justice“, welche es mit Clemenceau morgen sein möchte, fügt diesen Beleidigungen die schlimmere hinzu:

„Nicht um der schönen Augen einer Macht wegen, die immer geschlagen wurde, hat Herr v. Bismarck Crispi kommen lassen.“

Es ist merkwürdig, daß es eine Zeit gab, in welcher Frankreich die Freundschaft dieser Macht, die immer geschlagen wurde, selbst um die Rückabtretung von Nizza und Savoyen erkaufen wollte. Gambetta, der bekanntlich ein Langschläfer war, hat einmal des Morgens um sieben Uhr einen zufällig in Paris anwesenden, im „Grand Hotel“ wohnenden einflußreichen Staatsmann Italiens, der nun schon lange von der politischen Schaubühne abgetreten ist, herausgeklopft, um ihm hierauf bezügliche Propositionen zu machen, und ich habe Grund, anzunehmen, daß man auch heute den Preis nicht zu hoch finden würde. Die Mißachtung gegen Italien, der man heute sehr unkluger und unpolitischer Weise die Zügel schießen läßt, gleicht dem bekannten Worte: „Die Trauben sind sauer!“

Die Italiener erfahren aber dadurch, was sie von den französischen Sympathien der Republikaner von heute und vielleicht auch der von morgen zu halten haben.

Das offiziöse Wiener „Fremdenblatt“ bringt einem Telegramm unseres ⊙-Korrespondenten zufolge einen Leitartikel über Crispis Besuch in Friedrichsruh und bespricht letzteren ganz gleichartig wie wir. Das Blatt bestätigt ausdrücklich den Zusammenhang desselben mit Kalnokys Besuch in Friedrichsruh und fertigt sehr scharf jene französischen Organe ab, welche bewußte Lügen und Verleumdungen zu Verhetzungszwecken verbreiten.

---

* Nachdem Staatssekretär v. Bötticher nach Berlin zurückgekehrt und die Geschäfte wieder übernommen hat, wird man wohl auch bald Klarheit über den Beginn der **parlamentarischen Saison** erhalten. Angesichts der Unfertigkeit, in der die meisten Vorlagen für den **Reichstag** sich zur Zeit noch befinden, war vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, dieses Parlament möchte erst im Januar einberufen werden, um dann sein Arbeitspensum möglichst vollständig vorzufinden. Aber auch für den **preußischen Landtag**, der in diesem Falle vorher zusammentreten sollte, befinden sich die Vorarbeiten fast durchweg noch im Anfangsstadium. Es dürfte daher dabei bleiben, daß der Reichstag auch diesmal zuerst, und zwar etwa im November, der Landtag aber im Januar berufen wird. Man könnte mit dieser Reihenfolge schon darum zufrieden sein, weil dann der Landtag in der Lage wäre, den preußischen Etat auf Grund des inzwischen festgestellten Reichsetats zu berathen. Ob sich diesmal das leidige Nebeneinandertagen beider Parlamente vermeiden lassen wird, steht noch dahin.

---

* Für die Stimmung und Stellung der **bairischen Ultramontanen** ist es bezeichnend, daß sie, wie unser ⊓-Korrespondent telegraphirt, den **Malzaufschlag** nur für die nächsten zwei Jahre bewilligen wollen, entgegen dem ministeriellen Vorschlag auf endgiltige Feststellung dieser Steuer. Die Motive, mit der sie den Antrag begleiten, lassen die Besorgniß vor einer Gefährdung des Biersteuer-Reservates durchblicken.

---

* Die jetzt energisch in Angriff genommene **Beseitigung des polnischen Sprachunterrichts** in den Volksschulen ist ein schwerer Schlag für das Polenthum, das ängstlich nach Kampf- und Schutzmitteln ausspäht. Von den Volksversammlungen, die zur Erörterung der Maßregel berufen werden sollen, versprechen sich die Polen selbst wohl ebenso wenig, wie von der Agitationskommission, die aus allen Kreisen der Provinz Posen gebildet werden soll. Der „Kuryer Pozn.“ empfiehlt ferner den Druck und die Verbreitung billiger und leicht faßlicher polnischer Fibeln und legt den Eltern ans Herz, die Kenntniß der polnischen Sprache bei den Kindern zu fördern, so daß sie auch ohne Schulunterricht polnisch lesen lernen. Endlich müsse auch die Kirche sich darum bemühen, daß die polnischen Kinder den Katechismus in ihrer Muttersprache lernen. Das zuletzt erwähnte Mittel ist wohl das einzige, von dem einige Wirkung zu erwarten wäre. Ob aber

---

Aquarelle, Pastelle und Radirungen.

Von Otto Felsing.

Einige der Malerinnen, welche mit Oelgemälden auf der Ausstellung vertreten sind, haben auch zugleich Proben ihres Könnens auf dem Gebiete des Aquarellmalens wie des Zeichnens mit farbigem Stift abgelegt, wie z. B. Clara Lobedan, die außer den schon früher erwähnten Arbeiten zwei sehr lobenswerthe Aquarelle ausgestellt hat, einen Kiefernzweig mit Finkenpärchen (Koje 17 Nr. 1018) und einen Strauß Amaryllis, in einer Vase steckend (Koje 13, 1017). — Einen kühnen Griff in das moderne Gesellschaftsleben hat eine andere Malerin gewagt, Agnes Stamer, deren bedeutendes Talent sie zu einem solchen Wagniß allerdings auch berechtigt. Sie nennt ihr großes, auf einen warmen, rothen Grundton abgestimmtes Aquarell „Flirtation“, auf Deutsch etwa: Courschneiderei, und zeigt uns drei unter einem riesigen, bunten japanischen Papiersonnenschirme auf einem Ecksopha und daneben stehenden Stuhle sitzende junge Mädchen, denen ein noch recht junger Mann „in full dress“ mit spitzen Schnabelschuhen (die natürlich die häßlichen, englischen, niedren und breiten Hacken haben) die Cour macht, während ein älterer, im Punkte der Liebe vielleicht schon mehr a. D. als z. Disp. gestellter Herr mit Knebelbart — vielleicht ein französischer Militär — ziemlich gelangweilt zuschaut. Der Stoff eignet sich recht zur Satire; man hat nur nöthig, den Titel zu ändern und darunter zu schreiben: das Geistesleben unserer heutigen „Gesellschaft“ — und die blutigste Satire ist fertig! Der Künstlerin hat die Absicht einer Satire aber vollständig fern gelegen. Was sie an diesem wohl zweifellos in Wirklichkeit geschauten rothen kleinen Salon mit den von ihr konterfeiten Insassen anzog, das war vermuthlich einzig der Umstand, daß sie ein Stück modernen Lebens fand, welches energische, warme Farben aufwies und nicht die jeden echten Künstler aufs Tiefste anwidernde nüchterne Grauheit und blasse Eintönigkeit unserer aller Farbenfreudigkeit so abholden Tage.

Aquarelle größeren Formates und zwar ebenfalls Arbeiten mit sehr energischer, fast an die Intensität der Oelfarbe heranreichender Farbengebung haben zwei Italiener ausgestellt, beide Künstler, welche zu denen gehören, die lieber das Charakteristische als das Schöne malen. — Alessandro Zezzo malte z. B. ein armes Mädchen von wenig interessanten Zügen mit häßlichem gelben Kopftuch (Koje 17, 1095) und sodann (Koje 15, 1094) ein recht unschönes Kind mit „wuschigem“ Kopfe, wie der Berliner sagt, das, in einer unangenehm rothen Jacke steckend, den Fächer in der Hand aus dem lochartigen Fenster einer höchst bescheidenen Wohnung auf die Lagunen hinausblickt. Die Technik Zezzos ist nicht anzufechten; seine Sujets dagegen vermögen unseren Beifall nicht zu finden. Eher ist das bei dem Vorwurfe der Fall, welchen sich der Römer Piccini zum Vorwurf für sein großes Aquarell genommen hat, obgleich der Hauptreiz desselben schließlich doch in dem koloristischen Problem steckt, das sich der Künstler gestellt und auch trefflich gelöst hat. Er malte (Koje 15, 1088) ein junges Mädchen, welches des Abends mit Wachsstreichhölzern hausiren geht. In dem Kasten, der die Streichholzschachteln birgt, hat sie eine armselige Kerze, aber statt in einer Laterne haftet dieselbe in einer Papierdüte. Die Flamme der Kerze beleuchtet das Gesicht des jungen Mädchens von unten her — ein Lichteffekt, der ja nicht mehr ganz neu ist, sich auch auf dieser Ausstellung noch mehrfach findet, aber technisch gut bewältigt, sich immer als von guter Wirkung erweist. Leider ist die Pinselführung Piccini's gerade für solche Beleuchtungskunststücke wenig geeignet; der Maler setzt nämlich die Farbe gewissermaßen in Flecken auf, und das stört besonders in heller Beleuchtung, giebt überhaupt dem Bilde etwas Unruhiges. — Nicht weit von dieser Arbeit hängt ein durch seinen Stoff wie dessen malerische Behandlung gleich interessantes Bildchen von Paul Heydel. Es zeigt in weicher, harmonischer Farbengebung einen „Aktsaal“ bei Ampellicht. Ungefähr zwölf Maler sitzen vor ihren Staffeleien im Halbkreise um ein nacktes männliches Modell, dessen muskulöse Gestalt sie mit Pinsel und Stift auf Leinwand und Papier fixiren. Wie es möglich ist, den Zug der Linien und das Spiel des Lichts auf der Haut durch den dicken, sich in Streifen und Ringen durch die Luft hinziehenden Cigarrenqualm zu beobachten, das bleibt dem Beschauer der Heydelschen Aquarelle allerdings ein Räthsel. — Der in Paris lebende Maler Schlomka hat außer seinem schon im letzten Artikel erwähnten Hundebilde ein Aquarell größten Formates ausgestellt. Wir sehen da in das Innere eines Fischerhauses an irgend einer französischen Küste. Ein alter Fischer mit blauwollner gestrickter Jacke und dito Zipfelmütze studirt, das Glas mit leichtem Landweine oder vielleicht auch Cyder neben sich, mühsam durch die große runde Brille „les nouvelles du Tonkin“ im „Petit Journal“. Ihm zur Seite steht seine Gattin, die sich an einem Schälchen Kaffee erlabt und augenscheinlich gespannt darauf ist, was der Alte ihr vorlesen wird — sie hat wohl einen Sohn „da unten“, der sich mit den „Schwarzflaggen“ herumschlägt. Die Farbe Schlomkas ist außerordentlich kräftig, aber dabei schwer, seine Zeichnung akkurat und sauber. Indeß will es uns scheinen, als ob sich die von ihm gewählten Dimensionen der Behandlung in Pastellmanier eigentlich entzögen; sie verlangt ein größeres Format und einen leichten Farbenauftrag. — Ein paar hübscher Schloßinterieurs (zwei aus dem Zimmer des Großkomthurs deutscher Orden in dem Tiroler Schlosse Reifenstein und eine Ansicht der in der Wartburg gelegenen „Sängerlaube“) hat Wilhelm Herwarth (Koje 13, 996—98) ausgestellt, auf denen der Künstler namentlich durch die treffliche Wiedergabe der Holztäfelung wie des Schnitzwerkes brillirt.

An Architekturbildern in Aquarell ist überhaupt kein Mangel, selbst wenn wir von denen absehen, welche von Architekten und nicht von Malern ausgestellt sind — von diesen Arbeiten sprechen wir nicht, da wir uns hierzu nicht für kompetent erachten. Aber es ist von der Hand tüchtiger Aquarellisten eine Anzahl vorhanden, die in den Bereich unserer Kompetenz fallen und daher hier wenigstens mit ein paar kurzen Worten gewürdigt werden sollen. So ist ein treffliches, in bestimmten und doch zarten Farben gehaltenes Bild eines gewölbten, mit Deckenmalerei versehenen Raumes (wohl des Refektoriums) im Kloster San Francesco (Assisi) in Koje 13 (Nr. 1005) zu sehen, welches dem Pinsel des Karlsruher Professors Herrmann Krabbes seine Entstehung verdankt, so finden sich in demselben Kompartiment wie in Koje 17 zwei Kirchen-Interieurs, die von hervorragendem Talente und außerordentlichem besonders an die Detailarbeit gewandten Fleiße ihrer Urheberin Emma Lobedan Zeugniß ablegen. Das eine gewährt uns einen Blick in das hohe Schiff der Mönberger St. Lorenzkirche mit seinen das Tageslicht nur gedämpft hereinlassenden bunten Fenster-Glasmalereien, das zweite zeigt uns das Innere des reich ausgestatteten Würzburger Domes mit dem Hauptaltare in wohlthuend harmonischem Kolorit. — Ein Meisterwerk der Architekturmalerei muß ein das Allerheiligste der Neuen Synagoge zu Berlin zeigendes Aquarell von Curt Stöving genannt werden, das sich durch eine geradezu wunderbare Farbenharmonie bei kräftigem Vortrag auszeichnet. Von der Hand desselben Künstlers rührt übrigens auch ein dicht neben dem vorgenannten hängendes treffliches Aquarell (Koje 13, 1083) her, dessen Wirklichkeitstreue sofort von jedem Besucher der Ausstellung einer Prüfung unterzogen werden kann, da es den Kugel- und Kaisersaal des Landes-Ausstellungsgebäudes in der seiner vorjährigen ja noch ziemlich ähnlichen Ausstattung den Blicken des Beschauers darbietet. — Nicht mehr mit seinem Vorbilde verglichen werden kann ein Aquarell G. Lapiengs in Koje 13 (1009), das einen Abend an der ehemaligen, vor zwei Jahren abgebrochenen Kavalier- („Sechser“) Brücke, bei der früheren Schloßapotheke, flott gemalt, darstellt. Von sonstigen Bildern dieser Abtheilung mit Berliner Sujets ist uns noch Skarbinas schon früher von uns gewürdigter „Blick aus des Kaisers Fenster“ vorhanden.

Unter den Landschaftern ragt ganz besonders der Hamburger Ascan Lutteroth hervor, derselbe Künstler, welcher sich in den letzten Wochen so häufig der von den Zeitungen mit großer Gewissenhaftigkeit registrirten Gunst zu erfreuen hatte, von unserem Kronprinzen zur Tafel und zu Ausflügen in die Umgegend des jeweiligen tiroler Aufenthaltsortes des hohen Rekonvaleszenten gezogen zu werden. Er stellte (Koje 15) eine Ansicht des Dorfes Aßmannshausen sowie einen Blick auf die Kirche dieses Dorfes aus, zu der eine sehr bescheidene Brücke über einen fast ausgetrockneten Wasserlauf führt. Beide Aquarelle zeichnen sich durch leichte, gewandte Pinselführung bei starker Farbenwirkung aus. — Zwei recht gute Aquarelle von etwas schwermüthiger Haltung verdankt man dem Maler Julius Mentscher, von dem in Koje 15 ein „Binnensee nach dem Regen“ hängt — hier ist namentlich die Unruhe des aufgewühlten Wassers und die Bewegung des vom Drucke des Windes getroffenen Röhrichts gut wiedergegeben — und in Koje 13 ein See,